

9 Die trinitarische Theologie Hans Urs Von Balthasars (1905-1988)

9.1 Kenose und Trinität

9.1.1 Die innergöttliche Kenose als Bedingung der Möglichkeit des Atheismus (Theodramatik III, Einsiedeln 1980, 300-302)

Man kann [...] die Selbstaussprache des Vaters in der Zeugung des Sohnes als eine erste, alles unterfassende innergöttliche «Kenose» bezeichnen, da der Vater sich darin restlos seiner Gottheit enteignet und sich dem Sohn übereignet: Er «teilt» sie nicht «mit» dem Sohn, sondern «teilt» dem Sohn alles Seine «mit»: «AllesDeinige ist mein» (Joh 17,10). Der Vater, der ja nicht (arianisch) als «vor» dieser Selbsthingabe existierend gedacht werden darf, ist diese Hingabebewegung, ohne etwas berechnend zurückzuhalten.

Dieser göttliche Akt, der den Sohn hervorbringt, als die zweite Möglichkeit, an der identischen Gottheit teilzuhaben und sie zu sein, ist die Setzung eines absoluten, unendlichen Abstands, innerhalb dessen alle möglichen andern Abstände, wie sie innerhalb der endlichen Welt bis einschließlich zur Sünde hin auftreten können, eingeschlossen und umfassen sind. In der Liebe des Vaters liegt ein absoluter Verzicht, für sich allein Gott zu sein, ein Loslassen des Gottseins und in diesem Sinn eine (göttliche) Gottlosigkeit (der Liebe natürlich), die man keineswegs mit der innerweltlichen Gottlosigkeit vermengen darf, die aber doch deren Möglichkeit (überholend) grundlegt.

Die Antwort des Sohnes auf den geschenkten gleichwesentlichen Besitz der Gottheit kann nur ewige Danksagung (*eucharistia*) an den väterlichen Ursprung sein, so selbstlos und berechnungslos, wie es die erste Hingabe des Vaters war. Aus beiden hervorgehend, als ihr subsistierendes «Wir» atmet der gemeinsame «Geist», der die unendliche Differenz zugleich offenhaltend (als Wesen der Liebe) besiegelt und als der eine Geist beider, sie überbrückt. [...]

Die Gebärde, mit der der Vater die ganze Gottheit ausspricht und dahingibt (eine Gebärde, die er nicht nur «tut», sondern «ist»), kann, sofern sie den Sohn als das unendlich Andere seiner selbst zeugt, nur gleichzeitig die ewige Voraussetzung und Überholung all dessen sein, was Trennung, Schmerz, Entfremdung in der Welt, und was Liebeshingabe, Ermöglichung von Begegnung, Seligkeit in ihr sein wird. Nicht unmittelbare Identität von beidem, sondern überlegene und überholende Voraussetzung für beides.

Deshalb auch nicht bloße Grundlage einer potentiellen «Geschichte» Gottes, der durch den Schmerz der Gezweigung hindurch (in sich und/oder in der Welt) zur Einigung findet, sondern reale einheitliche Voraus-Setzung solcher Gezweigung. dass Gott (als Vater) seine Gottheit so weggeben kann, dass Gott (als Sohn) sie nicht bloß geliehen erhält, sondern «gleichwesentlich» besitzt, besagt eine so unfassbare und unüberbietbare «Trennung» Gottes von sich selbst, dass jede (durch sie!) ermöglichte Trennung, und wäre es die dunkelste und bitterste, nur *innerhalb* ihrer sich ereignen kann. Und dies, obschon die gleiche Mitteilung ein Geschehen absoluter Liebe ist, deren Seligkeit im Verschenken nicht nur von etwas, sondern seiner selbst besteht.

9.1.2 Der Geist im innertrinitarischen Leben Gottes (*Pneuma und Institution*, 223-226)

[...] Die Mysterien der innergöttlichen Ausgänge bleiben für uns unentschleierbar, keine Analogie aus Schöpfung und Heilsökonomie reicht hin, um eine ungebrochene Aussage über das trinitarische Leben zu gestatten. Am verwirrendsten ist die heilsökonomische Umkehrung des Verhältnisses zwischen Sohn und Geist: während der Geist innergöttlich aus dem Vater und dem (oder durch den) Sohn hervorgeht, wird der Sohn durch den Geist Mensch und durch denselben Geist in seiner Sendung geleitet. Als der, der sich in der Selbstentäußerung seiner Gottgestalt unter den Willen des Vaters stellt, lässt er auch den vom Vater

ausgehenden, vom Vater verfügt Geist über sich die Macht einer Regel des väterlichen Willens gewinnen, um diesen auf ihm in Fülle ruhenden Geist am Ende seiner Sendung in Tod und Auferstehung (und Eucharistie) aus sich ausströmen zu lassen: sowohl zum Vater hin („in deine Hände...“) wie zu Kirche und Welt hin („damit hauchte er sie an...“).

In dieser Umkehrung wird aber deutlich, dass der Geist innerlich am ökonomischen Geschehen beteiligt ist: sofern auch der Geist, der die führende Rolle in der Menschwerdung übernimmt – der Sohn lässt sich verfügen – und den Willen des Vaters (und darin des dreieinigen Heilsbeschlusses) zur Befolgung präsentiert – der Sohn gehorcht dem Vater im Heiligen Geist –, auf einen Aspekt seiner Gottgestalt verzichtet: das überschwängliche Produkt der Liebe zwischen Vater und Sohn zu sein. Man darf die Aussage wagen: sofern der Geist dieses innergöttliche Produkt ist, stellt er das Urbild dessen dar, was am Anfang als das Transzendieren eines vollkommenen menschlichen Für-einander-Seins geschildert wurde.

Denn in der Tat ist der göttliche Vater zwar wohl die unerschöpfliche, ewig fließende Quelle der Gottheit, aber doch so, dass er in seinem väterlichen Zeugungsakt nichts von der Gottheit für sich zurückbehält, das er dem Sohn nicht immer schon überantwortet hätte, weshalb der Sohn, als das vollkommen antwortende Ebenbild des Vaters ebenfalls nichts für sich zurückbehalten kann, das er dem Vater nicht in Danksagung und Bereitschaft zurück anböte.

Gerade in dieser gegenseitigen Restlosigkeit des Füreinander liegt der Ansatz für den Hervorgang des Geistes: Vom menschlichen Erfahren in einem unbedingten Füreinander her – also in „Bild und Gleichnis“ menschlicher Analogie – erscheint gegenseitige Liebe immer als ein Mehr-als-Verständliches, Mehr-als-Übersehbares: beiden Liebenden widerfährt etwas, das über den Erwartungshorizont ihrer Hingabe hinausgeht, das dennoch kein unpersönliches Schicksal ist, sondern nur als ein ihrer personalen Liebe entstammendes Wunder erlebt wird; im Blick auf die biblische Offenbarung des Pneumas kann dafür auch gesagt werden: ein Wunder, das, wie die „Personifikation“ ihrer gegenseitigen Hingabe, als die „Gabe in Person“ erscheint [...].

9.1.3 Die immanente Trinität als Möglichkeitsbedingung der ökonomischen (Das unterscheidend Christliche, in: Pneuma und Institution, 32)

Die Zuwendung Gottes des Vaters in Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi ist nicht nur eine Darbietung seiner Allmacht «nach außen» hin, sondern die Enthüllung seines innersten Herzens. Damit aber kommt der gefährliche Gedanke in Greifnähe, dass Gott zu seiner Selbstenthüllung des Menschen bedarf und damit seine göttliche Absolutheit verliert. Es gibt, um diesen Gedanken zu vermeiden, nur einen Ausweg: die das Wesen Gottes enthüllende Selbsthingabe in Gott selbst hinein zu verlegen, die innergöttliche Hingabe, die dem Wesen Gottes das Attribut «Liebe» zueignet, als eine unendliche Hingabe seiner selbst an sich selbst zu verstehen, was aber als Liebe erst real wird, wenn der Akt der göttlichen Hingabe zugleich den hervorbringt, der sich in dieser Hingabe empfängt und sie deshalb, als Empfangenhabender, auch notwendig erwidert. Die Gegenseitigkeit der Hingabe, durch die allererst Hingabe ihren Sinn erhält, ist in Gott absolute Hingabe überhaupt: das einzige Produkt des göttlichen Gebens und Empfangens: der Geist der Liebe, gleichsam die Quintessenz Gottes.

Wenn ein solcher Gedanke die Bedingung der Möglichkeit dafür ist, dass die Hingabe Gottes in Christus an die Menschen nicht zu einer Wesensbestimmung Gottes selbst wird (der dann von der Kreatur abhängig würde, um die Liebe zu sein), so kann er umgekehrt doch erst aus der Hingabe Gottes in Christus als deren notwendige Voraussetzung erhoben werden.

9.2 Deus Trinitas

9.2.1 Zum Verhältnis von immanenter und ökonomischer Trinitätslehre (Theodramatik II/2, Einsiedeln 1978, 465f)

Wir sehen mit dem Verweis Jesu einerseits auf den Vater, andererseits auf den Geist die Wirklichkeit dessen aufscheinen, was in der Ausformulierung Gottes Trinität heißen wird. Der

Vater, auf den Jesus zeigt, ist sein Ursprung, aber ein Anderer als er, desgleichen ist der Geist, den er, zum Vater heimgekehrt, von diesem her senden wird, ein Anderer als er. Aber eine solche Unterscheidung Mehrerer in Gott wird christlich nur vom Verhalten Jesu aus möglich. In ihm allein ist die Trinität geöffnet und zugänglich. [...] Dem heute vielverwendeten Grundsatz ist also zuzustimmen, dass wir von der immanenten Trinität nur durch die ökonomische Kenntnis haben und Aussagen wagen können.

Daraus lassen sich zwei Folgerungen ziehen. Die eine ist, dass bei Heranziehung außerchristlicher Analogien zur Trinität größte Vorsicht geboten ist: ihnen fehlt die ökonomische Basis, weswegen sie leicht als bloße Additionen kosmologischer Prinzipien auftreten (vgl. die hinduistische Trinität) und dann über einen Tritheismus nicht hinauskommen, oder als drei Aspekte des Einen (wie im Vedanta) und dann im Modalismus verharren.

Die andere ist, dass christlich die ökonomische Trinität gewiss als die Auslegung der immanenten erscheint, die aber als der tragende Grund der ersten mit ihr gerade nicht einfach identifiziert werden darf. Denn andernfalls droht die immanente und ewige Trinität Gottes in der ökonomischen aufzugehen, klarer gesagt, Gott in den Weltprozess hinein verschlungen zu werden und nur durch diesen hindurch zu sich selbst zu kommen.

In der durch Christus eröffneten Trinität wird beides zugleich kund: dass sich Gott als Vater, Sohn und Geist mit der Welt befasst, und dies zu ihrem Heil - das Trinitätsdogma ist zutiefst soteriologisch bedeutsam -, aber dass er als Gott damit befasst ist, der nicht erst dadurch «die Liebe» wird, dass er die Welt als sein «Du» und «Gegenüber» hat, sondern in sich selber und erhaben über alle Welt schon «die Liebe ist». Nur so kann er sich in Freiheit offenbaren und zu lieben geben, kann also das Theodrama im letzten ein personales und nicht ein naturales Geschehnis sein, ein solches, das zwischenmenschliche dramatische Begegnungen nicht unterbietet, sondern übergreift und sie allererst personal wahrhaft bedeutsam macht.

9.2.2 Sohn von Ewigkeit her (Theodramatik II/2, 475f)

[...] Denn wenn der Gesendete wesentlich die Liebe des Sendenden zu offenbaren hat, und wenn er mit seiner göttlichen Sendung identisch ist, dann muss er als der personale Träger dieser Liebessendung das göttliche, also ewige Erzeugnis des Sendenden sein, den er selbst in einem überschwänglichen Sinn seinen Vater nennt.

Was diese Vaterschaft im Ewigen besagt, wird erahnbar am Auftrag des Sohnes, die bis ans Ende gehende Liebe dieses Vaters zu offenbaren (man denke an das Gleichnis vom verlorenen Sohn oder nochmals an das Winzergleichnis): sie kann nur die Hingabe all dessen sein, was der Vater ist, somit der ganzen Gottheit (denn als Gott «hat» Gott nichts als das, was er ist), eine Hingabe, die im ewigdauernden Zeugungsakt des Vaters dessen Schoß «leer» lässt: in Gott sind Armut und Reichtum (des Schenkens) ein und dasselbe (F. Ulrich).

Als Gott aber muss der Sohn dem Vater ebenbürtig sein, trotz seiner Herkunft vom Vater. Und weil der Vater seine ganze nichts zurückhaltende Liebe im Sohn ausgedrückt hat, ist der Sohn das vollkommene Ebenbild des Vaters, in jeder Hinsicht geeignet, die Hingabe des Vaters in seiner Schöpfung darzustellen, die der Vater nicht selbst darstellen kann, weil er alles in den Sohn gegeben hat und nicht mehr tun kann, als dieses Alles «schonungslos» der Welt auszuliefern. Was der Alte Bund die vor mitleidiger Liebe erbebenden «Eingeweide» Gottes nannte (*rachamim*), das genau wird der Welt offenbar, da der Vater ihr seine ganze Liebe, die der Sohn verkörpert, dahingibt. Nur so versteht sich, was Jesus meint, wenn er sagt: «Wer mich sieht, sieht den Vater» (Joh 14,9), und näher erklärend: «Der Vater, der in mir bleibt, tut *seine* Werke» (14,10).

Aber ebenso deutlich ist, dass der Gesendete, der im Gehorsam den Vater seine väterlichen Werke in ihm tun lässt, auch seine sohnlichen in sich tut: er vollbringt die Werke seines Vaters (Job 10,37), er gibt sich in Liebe für die Vielen dahin und auch für jeden Einzelnen (Gal 2,20), er verteilt sich selbst in seiner Eucharistie. Sein Wirken im Gehorsam ist ebenso ursprünglich und göttlich wie das des Vaters, auf den er alles als auf den Ursprung zurückführt,

mit dem zusammen er sich aber trotzdem als Alpha und Omega bezeichnen kann (Apk 1,8; 21,6 = 1,18; 22,16). [...]

Wenn die Väter gegen die Gnostiker mit Recht betonen, dass wenn Christus nicht wahrer Mensch mit Fleisch und Blut war, wir Menschen nicht gerettet wären, so haben sie mit ebensoviel Recht gegen die Arianer betont, dass wir es ebensowenig wären, wenn Christus nicht gleich wahrer Gott wie der Vater wäre. Sein Gezeugtsein vom Vater ist die soteriologische Voraussetzung unseres Heils; er wäre ja sonst gar nicht das uns vom Vater zugesprochene Wort der Versöhnung. «Wer Gott nicht glaubt, macht ihn zum Lügner, denn er glaubt nicht an das Zeugnis, das Gott für seinen Sohn abgelegt hat. Das Zeugnis besagt: Gott hat uns ewiges Leben gegeben, und dieses Leben ist in seinem Sohne» (1 Joh 5,10f). Wäre der Sohn nicht Gott, so hätte der Vater in Christus sich nicht selbst in seiner ganzen Wahrheit aussprechen und hingeben können, sondern nur in Rätseln, und wie wäre dann «Gott die Liebe» (1 Joh 4,16)?

9.2.3 Die Rolle des Geistes zwischen Vater und Sohn (Theodramatik II/2, 478f)

Der Geist hindert nicht, dass die Sendung dem Sohn unmittelbar zukommt, aber ermöglicht es, dass sie im Gehorsam entgegengenommen wird. Die unendliche Vielfalt der Möglichkeiten des Geistes erlaubt es diesem, sich entweder mehr als der subjektiv-gerneinsame Geist von Vater und Sohn oder als der objektivierende Dritte, der Zeuge, das Produkt, der Bürge ihres gegenseitigen Verhältnisses zu geben. Je nachdem kann für den Sohn auf Erden die Sendung persönlicher oder unpersönlicher erscheinen, kann er in ihr, mit der er sich identisch weiß, den zeugenden und sendenden Vater unmittelbar sehen oder ihn in der objektivierten Gestalt mehr verhüllt anbeten und (in einem einzigartigen und überschwänglichen Sinn) «glauben». Diese Variationsbreite der Weisen des Sichgebens des Geistes lässt also verschiedene Weisen der Unmittelbarkeit zwischen Sohn und Vater zu, je nachdem, was die Sendungssituation erfordert. Wo in der Passion die Übernahme der gottverlassenen Situation der Sünder das Allentscheidende wird, muss die Verhüllungsgestalt der Unmittelbarkeit (die immer vorhanden bleibt) ihr Höchstmaß erhalten.

9.2.4 Die Selbstoffenbarung des transzendenten Gottes als Trinität (Theodramatik II/2, 485f)

Ein rein transzendent Gott (falls es ihn geben könnte) wäre ein abstraktes, rein negatives Mysterium. Ein Gott aber, der in seiner Transzendenz auch immanent zu sein vermag, ist ein konkretes und positives Mysterium: indem er sich uns nähert, erkennen wir erst, welches seine Höhe über uns ist, und indem er sich uns in Wahrheit enthüllt, verstehen wir erst, wie unbegreiflich er ist. Das Faktum, dass eine Person der Trinität unsere Natur annimmt, uns Verständliches sagt und vor uns Verständliches verrichtet, ist an sich schon vollkommen unverständlich, und damit erhalten auch alle ihre Worte und Taten eine Dimension, die uns gänzlich übersteigt und unsern reinen Glauben herausfordert.

Natürlich ist ein flacher Rationalismus sprunghaft, sich der Offenbarung dieses sich uns nähernden und mit uns umgehenden Gottes zu bemächtigen und sie gemäß dem gesunden Menschenverstand oder auch als der menschlichen Weisheit letzten Schluss zu missdeuten, aber die Worte und Taten Jesu übersteigen alle Rationalismen und offenbaren überklar immer wieder ihre Geheimnisseite. Nicht weil Gott sich uns enthüllt, wird er weniger Gott und weniger unfassbar. Wenn Gott auf Erden den ewigen Willen so tut, wie er im Himmel getan wird, dann zeigt sich uns zwischen Himmel und Erde bei aller Differenz (der göttlichen Personen) eine Identität (der göttlichen Natur) an, die uns ratlos lässt. Kann denn der Sohn vom Vater «ausgegangen» und gleichzeitig «in ihm» sein? Kann Differenz zugleich bestehen und aufgehoben sein, oder kann Identität, um zu bestehen, Differenz voraussetzen? Gott ist Geheimnis, und «erst in der christlichen Offenbarung tritt gerade dieser Geheimnischarakter voll zutage»; «je besser wir Gott verstehen, umso geheimnisvoller, unergründlicher für jedes endliche Erkennen wird er» (A. Brunner). In der Begegnung einander liebender Menschen gibt es ein schwaches Abbild davon, das uns beruhigen kann: es ist alles richtig so.